

Zur Frage eines einheimischen Klerus in den Missionsländern.

---

## Die Schwalbe.

Aus fernem Land,  
Vom Meeresstrand,  
Auf hohen, lustigen Wegen,  
Fliegst, Schwalbe, du,  
Ohne Raht und Ruh  
Der lieben Heimat entgegen.

O sprich, woher  
Ueber Land und Meer  
Hast du die Kunde vernommen.  
Daß im Heimatland  
Der Winter schwand  
Und der Frühling, der Frühling gekommen?

Dein Liedchen spricht:  
„Weiß selber nicht,  
Woher mir gekommen die Mahnung;  
Doch fort und fort  
Von Ort zu Ort  
Lockt mich die Frühlingsahnung.“

So ohne Raht  
In freudiger Hast,  
Auf hohen lustigen Wegen,  
Flieg' ich unverwandt  
Dem Heimatland  
Dem lenzgeschmückten entgegen.

Zur Frage eines einheimischen Klerus in den  
Missionsländern.

Von P. A. Suonder, S. J.

(Fortsetzung).

Ein einheimischer Klerus ist nicht aber bloß nützlich, sondern erweist sich mehr und mehr als eine a n a b w e i s - b a r e N o t w e n d i g k e i t. Bei dem riesigen Anwachsen des Arbeitsfeldes stellt sich von Jahr zu Jahr die Tatsache klarer heraus, daß Europa allein die nötige Zahl der Missionare nicht mehr stellen, ja vielerorts nicht einmal die durch den Tod entstandenen Lücken füllen kann. Von Amerika, das selber noch an so großer Priesternot leidet, ist auf lange Zeit hinaus keine ausreichende Verstärkung zu erwarten, wenn auch der Weltkrieg das Missionsgewissen dort geschärft hat. Somit bleibt die Hauptlast noch immer auf Europa liegen.

„Gewiß“, schrieb 1893 der Hochw. Herr Vibeau, Provinzial von West-Cochinchina, „vermag Europa Missionare zu liefern, die mit ihrem Blute das junge Missionsfeld zu befruchten bereit sind; es vermag in allen Teilen der Welt den wahren Glauben zu pflanzen, aber es kann gar nicht daran denken, auf die Dauer allein den nötigen Klerus zu stellen, zumal nicht in jenen Ländern, wo die Lebensdauer des europäischen Missionärs auf ein Durchschnittsmaß von 5—6 Jahren zusammenschrumpft.“

Was Leo XIII. in seinem Rundschreiben vom Jahre 1893 von Indien sagt, trifft mehr oder minder auf alle Missionsländer zu. Die Zahl der ausländischen Missionare, so führt er aus, reiche allein schon für die Seelsorge der bereits bestehenden Christengemeinden nicht mehr aus. Was soll erst werden, wenn die Zahl der eingeborenen Christen und das Missionsgebiet wächst?

Wie sieht es heute in sehr vielen Provinzen der großen heidnischen Diaspora, wie China, Indien usw., mit der Neophytenseelsorge aus? Tausende von neubefehrten Christen sehen, wenn es gut geht, einmal im Jahre einen Priester. Ein, zwei, drei Tage bleibt er bei ihnen, taucht, predigt, unterrichtet, feiert das hl. Opfer, hört Beicht, reicht die hl. Kommunion, traut die jungen Paare, spendet Rat und Trost, — und dann, dann zieht er weiter. Trauernd sehen die armen Christen ihm nach. Erst in Jahresfrist werden sie ihn wiedersehen. Das ewige Licht in der Missionskapelle erlischt; kein Opfer, keine Beicht, keine Predigt mehr, nur noch der Laienunterricht des Katechisten und die sonntägliche Gebetsversammlung. Und das bei Neubefehrten, die wie junge Pflänzchen besonderer Pflege bedürften!

„Ich habe“, so schreibt 1908 der Bischof von Kumbakonam in Indien, 36 Missionare, davon mehrere schon hochbetagt und kränklich. Sie sollen mit Hilfe von nur zwölf einheimischen Priestern eine katholische Bevölkerung von 90 000 Seelen pastorieren, die auf einem ungeheuren Gebiete, zumeist in kleinen Gruppen, mitten unter den Heiden zerstreut wohnen.“

Und das ist keine Ausnahme, sondern ein typisches Beispiel. Hat doch ganz China mit seinen zirka 40 Missionsprovinzen einen Gesamtklerus von nur 2245 Priestern, also etwa soviel wie eine unserer besser gestellten deutschen Diözesen. Und dies in einem Lande von etwa 400 Millionen Menschen! Japan und Korea mit zusammen zirka 70 Millionen Einwohnern, weisen heute in ihren sieben Missionsprovinzen und drei Apostolischen Präfekturen ganze 259 Priester auf, also ungefähr halb soviel, als das kleine Großherzogtum Luxemburg, das auf 235 000 Einwohnern etwa 500 Priester zählt.

Und doch ist die Pastorierung der neubefehrten Christen nur der eine Teil der Missionsaufgabe. Gleichzeitig soll das Werk der geistigen Eroberung vorwärts-schreiten, gilt es, neue Positionen zu gewinnen, Kreuz und Tabernakel weiter zu tragen. Ringsum flutet die Millionenwelt der Heiden. Welch ein klaffender Riß zwischen der Riesenaufgabe und den dafür vorhandenen Kräften! In der nordischen Kapuzinermission, die in zwei Erzdiözesen, zwei Diözesen und zwei Apost. Präfekturen gegliedert ist, wirken, sage und schreibe: ganze 175 Priester unter einer Bevölkerung von zirka 120 Millionen! Entsprechend steht's in anderen Gebieten. Schreit dies alles nicht förmlich nach einem starken einheimischen Klerus?

Man hat speziell vom einheimischen Klerus Indiens gesagt, daß er (schon mit Rücksicht auf die Kastenschranken) für das Werk der Heidenbefehrung sich weniger eigne als der Europäer. „Geseht, dies sei so“, erwidert der Apost. Delegat von Ostindien, Msgr. Zaleski. „so ist er doch sehr wohl imstande, die Pfarreseelsorge in den bereits fest begründeten Gemeinden zu übernehmen. Für jeden einheimischen Pfarrer aber kann der Bischof einen europäischen Missionar frei machen. . . Europa vermag keine ausreichende Verstärkung mehr zu senden. Wird also nicht Ersatz im Lande selbst geschaffen, so bleibt das Werk der eigentlichen Heidenbefehrung auf einem toten Punkte stehen oder geht zurück, wie es an mehreren Stellen schon der Fall ist.“

Unlängst wurde in einem Buche auf die große Gefahr hingewiesen, die unserer Mission im Osten, von dem

raftlos vordrängenden, protestantischen Missionserer droht. Diese Gefahr liegt unseres Erachtens vielleicht weniger in einer gewissen gegnerischen Ueberlegenheit in Schule, Presse und Finanzierung, als darin, daß die protestantische Mission das einheimische Element in einem viel größeren Umfang zur Mitwirkung heranzieht und organisiert und viel rascher und fühner auf selbständige Eingeborengemeinden hinarbeitet. Sie hat dabei freilich unendlich leichteres Spiel, da sie aus den Chinesen, Hindus, Japanern usw.

keine katholischen Priester zu erziehen, keine Zölibatsforderungen zu stellen hat und von einem ganz andern Kirchenbegriff ausgeht, der wesentlich einen Laiencharakter trägt. So finden wir denn in den protestantischen Missionen heute schon ganze Scharen wohlbestellter einheimischer „Pastoren“, „Diaconen“, „Prediger“ in entsprechendem Amtssornat, denen katholischerseits oft nur einige schlecht besoldete Katechisten und vereinzelt ein einheimischer Priester gegenübersteht. Diese Heranziehung und Ehrung des einheimischen Elements übt eine starke werbende Kraft aus. Hier besteht eine wirkliche Gefahr, die nur durch Schaffung eines starken einheimischen Klerus wirksam beschworen werden kann.

Die Dringlichkeit dieser Frage ist durch den gegenwärtigen Weltkrieg in eine grelle Beleuchtung gerückt. Warum ist uns so bange um das Schicksal unserer Missionen und lastet die Sorge um ihre Gegenwart und Zukunft so schwer auf uns? Im letzten Grunde ist es doch die Erkenntnis, daß diese überseeischen Eroberungen der Kirche Gottes noch zu schwach und unselbständig sind,

um aus eigener Kraft sich längere Zeit ohne uns zu halten oder gar weiter zu entwickeln. Und sie sind noch so schwach und unselbständig vor allem deswegen, weil sie noch keinen hinreichenden einheimischen Klerus haben. „Die christliche Religion“, sagt ein Missionschrift-



Schwarze Schulkinder in Marichiff beim Einernen der Smadumbi, einer Schmachaften, der Kartoffel ähnlichen Frucht.

steller mit Recht, „kann man in einem Lande nur insoweit als fest begründet erachten, als sie dort sozusagen naturalisiert ist, d. h. so tiefe Wurzeln geschlagen hat, daß sie aus dem heimischen Boden selbst ihre Früchte

hervorbringt, aus ihm ihre Lebenskraft zieht aus ihm ihr Priestertum erzeugt."

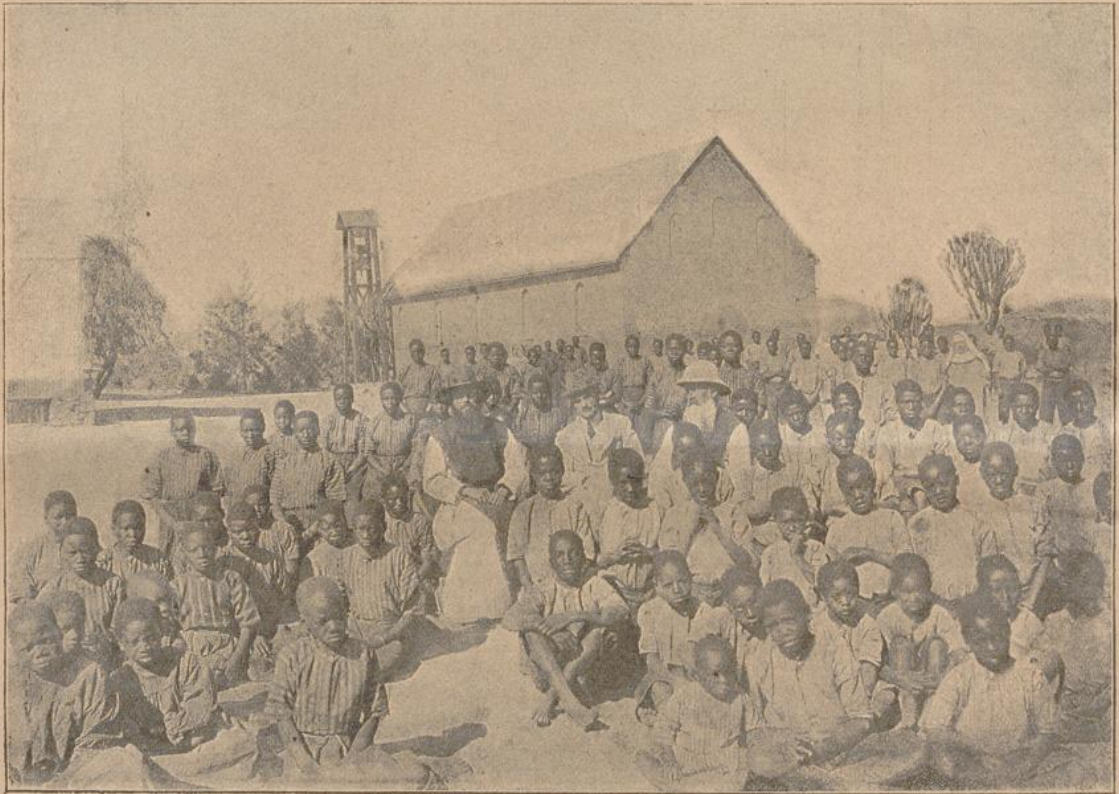
Aus dem Gesagten dürfte uns vor allem völlig klar geworden sein: wir müssen absolut einen einheimischen Klerus haben, wir müssen mit aller Macht auf die Schaffung eines solchen hinstreben. Die Kirche Gottes will es, die Missionen und Missionsbischöfe rufen darnach, die Missionsaufgabe fordert sie.

## II. Der gegenwärtige Stand der Dinge.

Wie steht es nun heute mit dem einheimischen Klerus in unsern Missionen? Wenden wir unsern Blick zunächst nach dem wichtigsten Missionsgebiete in Ostasien, so können wir sagen: E s t e h t n i c h t i n d e m S t a n d

den zahlreichen Seminarien auf das Priestertum vorzubereiten. Das ist mehr, als wohl die meisten meiner Zuhörer erwartet haben.

Daß wir in Afrika und Ozeanien erst eine kleine Zahl einheimischer Priester finden, daß hier auf 2854 europäische erst etwa 66 einheimische kommen, wird niemand wundernehmen. Der Priester ist nun einmal nach katholischer Auffassung gleichsam die Blüte der gläubigen Volkses und wächst aus diesem heraus. Das Priestertum setzt also voraus, daß in dem betr. Lande das christliche Volksleben bereits eine gewisse Kraft und Reife erlangt hat, eine Voraussetzung, die in noch jüngeren Pflanzungen fehlt. Nur langsam veredelt sich der Wildling durch das aufgebropfte christliche Edelreis. Neh-



Missionsstation Monte Cassino am Tage der Schulprüfung.

wir auch noch längst nicht am Ziele, so doch rüstig auf dem Wege dahin. In drei großen Missionsgebieten: in Vorderindien, Hinterindien und den Philippinen übersteigt die Zahl der einheimischen Priester heute bereits die Zahl der europäischen.

Die vorderindische Kirche zählt 1477 einheimische Priester (1440 europäische), die von Hinterindien zählt 776 einheimische Priester (777 europäische), die der Philippinen zählt 658 einheimische Priester (451 europäische), das macht zusammen: 2931 einheimische Priester (2668 europäische).

In China macht die Zahl der einheimischen Priester schon ein Drittel des Gesamtbestandes aus, nämlich 749 von im ganzen 2245. Somit stehen in den genannten Missionsgebieten den 4366 europäischen Priestern bereits 3737 einheimische gegenüber. Dazu kommen nicht weniger als 5260 einheimischen Nummen, die sich in

men wir Amerika dazu, so dürfte sich die Gesamtzahl der einheimischen Priester (vom Orient abgesehen) auf gut 5000 belaufen. Das ist gewiß schon ein guter Anfang, und wenn man die enormen Schwierigkeiten wirklich ehrlich erwägt, sogar ein schöner Erfolg zu nennen.

Zimmerhin, so Großes die katholische Mission in den letzten 400 Jahren erreicht hat, das reise Ziel der Missionstätigkeit: die Schaffung bodenständiger Landes- und Völkerkirchen mit eigenen Hirten, eigenem klerikalen Nachwuchs und selbständigem Leben ist noch nirgends erreicht. Man könnte vielleicht auf Amerika und Australien hinweisen. Aber das sind heute wesentlich Europäer- und Kreolen-, keine Eingeborenenkirchen. In Australien ist das einheimische Element fast verschwunden, in Nordamerika ein verschwindender Rest. In Südamerika bilden zwar die neun Millionen Vollblutindianer und 24 Millionen Mischlinge einen bedeuten-

den Bruchteil der Kirche, spielen aber im kirchlichen Leben keine maßgebende Rolle. Sie geben dem dortigen Kirchentum ein interessantes farbiges Kolorit, aber keinen bestimmenden Charakter. Eine rote, amerikanische Kirche im eigentlichen Sinn hat es nie gegeben und wird es nie geben.

Und in Ostafrika? Gewiß, in allen großen Handels-emporen und Hafenstädten sehen wir über das orientalische Stadtbild die bekannten Silhouetten katholischer Kathedralen emporsteigen, deren schlanke Türme dem Ozeanfahrer schon von weitem verkünden, daß hier überall die katholische Weltkirche Fuß gefaßt und eine starke Stellung sich erobert hat. Und ringsherum und weiter landeinwärts bis in die Schungeln und Berge zieht sich ein Netz von zahlreichen, blühenden Christengemeinden.

## Im Reich des Negus in alter Zeit.

(Fortsetzung.)

Nach einer glücklichen Fahrt erreichten wir den Hafen von Massua, wo wir zu unserer nicht geringen Bestürzung erfuhren, daß der Negus David gestorben sei. Am empfindlichsten berührte diese Nachricht mich selbst, da ich dem Verstorbenen so nahe gestanden war.

Bald jedoch faßten wir neuen Mut. Es besuchten uns nämlich mehrere Mönche, die unter der Führung des Abtes Jakob, eines in Abessinien sehr angesehenen Mannes, eine Pilgerfahrt nach Jerusalem machten. Sie teilten uns mit, daß nun die Witwe des Negus und einer ihrer Söhne die Staatsgeschäfte leite, und zwar



P. Maurus beim Besuch im Heidentempel.

Und fast überall finden wir zahlreiche Märtyrergräber, zu denen die Eltern ihre Kinder hinführen, indem sie, wie einst die Christen Roms, leise sagen: „Hier ruht dein Ahn, deine Ahne; sie starben für Christus!“

Das und so vieles anderes ist tröstlich, erhebend. Aber eines: selbständige Völkerkirchen treffen wir noch nirgends. Die einzige Ausnahme bildet die kleine Kirche der Thomaschristen an der Malabarküste, die einheimische Hirten, einen fast ausschließlich einheimischen Welt- und Ordensklerus und ein bodenständiges kirchliches Eigentum aufweist. Aber sie ist nicht eigentlich eine Gründung der neuzeitlichen Mission, obschon ihr diese neues Leben eingehaucht hat.

Sonst aber führen in den circa 120 Missionsprengeln Süd- und Ostafrikas einschließlich Indonesiens (zwei Tagalen-Bischöfe auf den Philippinen ausgenommen) nirgends eingeborene Söhne des Volkes über eine selbstständige Landeskirche den Hirtenstab. Dazu fehlt überall noch unter anderem auch die eine wesentliche Vorbedingung eines ausreichenden einheimischen Klerus. Denn ohne Klerus keine Kirche, ohne einheimischen Klerus keine einheimische Kirche.

(Fortsetzung folgt.)

mit vielem Geschick; beide hätten bisher ihren Feinden erfolgreichen Widerstand geleistet.

Ich schickte nun auf den Rat des Statthalters einen Boten an den Negus und seine Mutter ab und ließ ihnen unsere Ankunft melden. Wir wählten dazu einen gewissen Arias Diz, einen zu Coimbra geborenen Mulatten. Don Estovao, der Statthalter, selbst wollte nicht untätig im Hafen liegen bleiben und beschloß daher, bis der Bote zurückkäme, mit den größten Schiffen seines Geschwaders durchs ganze rote Meer bis nach Suez hinaufzufahren, um die dort liegenden türkischen Galeeren zu nehmen oder in Brand zu stecken. Doch erreichte er diesen seinen Zweck nicht, denn die Türken, welche seine Ankunft bereits erfahren hatten, wußten sich zu helfen und hatten alle ihre Schiffe aufs Land gezogen.

Schwierigkeiten mancherlei Art gab es auch in Massua. Hier benützten nämlich 60 portugiesische Matrosen die Abwesenheit des Statthalters zur Flucht. Doch sie mußten ihre Treulosigkeit teuer bezahlen. Sie landeten mit ihrer Schaluppe an einer öden Küstenstrecke, wo nirgends Wasser zu finden war. Ihre Not hatte schon den höchsten Grad erreicht, als der Befehlshaber des nächsten